Wolfshunger

Bearbeitet von
Juliane Pahnke, Philip Kerr

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 544 S. Paperback
ISBN 978 3 499 26785 7
Format (B x L): 12,5 x 19 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

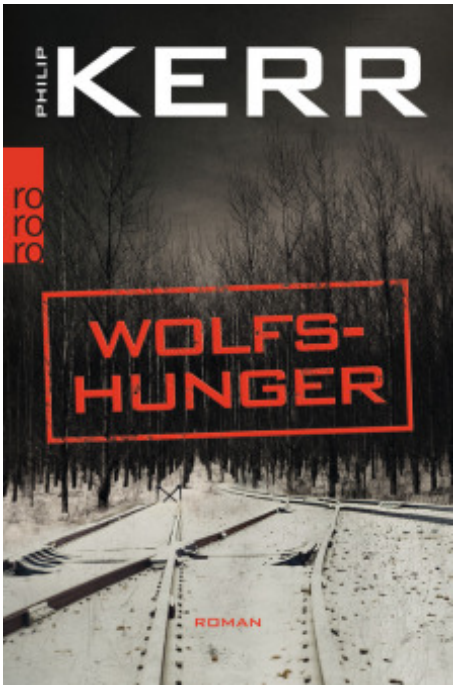
beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Philip Kerr

Wolfshunger



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

PHILIP KERR

WOLFSHUNGER

Roman

Aus dem Englischen
von Juliane Pahnke

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel «A man without breath»
bei Quercus in London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«A man without breath» Copyright © 2013 by Philip Kerr
Redaktion Susann Rehlein
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildungen Maria Jose Rivera, Lisa Howarth/
Trevillion Images
Satz Berthold Garamond PostScript
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26785 7

Dieser Roman ist ein kleines Zeichen meines Danks an Tony Lacey, der mich überhaupt erst zum Schreiben brachte. Und an Marian Wood, der mich dazu brachte weiterzumachen.

«Volk ohne Religion,
das ist so wie Mensch ohne Atem.»

Joseph Goebbels in seinem einzigen
veröffentlichten Roman *Michael*

TEIL 1

KAPITEL 1

Montag, 1. März 1943

Franz Meyer am Kopfende des Tisches stand auf, senkte den Blick, berührte das Tischtuch und wartete auf Stille. Mit den hellen Haaren, den blauen Augen und den klassischen Gesichtszügen, die aussahen, als wären sie von Arno Breker gemeißelt worden, dem bedeutendsten deutschen Bildhauer der Gegenwart und Hitlers erklärtem Liebling, entsprach er auf jeden Fall nicht dem Klischee eines Juden. Die halbe SS und der halbe SD waren äußerlich viel semitischer als er. Meyer holte tief und beinahe euphorisch Luft, grinste breit und verlieh damit seiner Erleichterung und Lebensfreude Ausdruck. Dann hob er sein Glas und prostete den vier Frauen zu, die mit uns rings um den Tisch saßen. Keine von ihnen war Jüdin, und doch sahen sie nach den rassischen Stereotypen, die das Propagandaministerium so gerne verbreitete, mit ihren großen Nasen, dunklen Augen und sogar noch dunkleren Haaren ziemlich jüdisch aus. Einen Moment lang schien Meyer von Gefühlen übermannt zu werden, und als er endlich wieder reden konnte, standen ihm Tränen in den Augen.

«Ich möchte meiner Frau und ihren Schwestern für die Anstrengungen danken, die sie für mich unternommen haben», sagte er. «Was ihr getan habt, erforderte großen Mut, und ich kann euch gar nicht sagen, wie wichtig es für die im Gebäude der ehemaligen Behörde für Wohlfahrtswesen der Jüdischen Gemeinde Unter-

gebrachten war, zu wissen, dass so viele Leute hergekommen sind, um zu demonstrieren.»

«Ich kann immer noch nicht glauben, dass sie uns nicht auch eingesperrt haben», sagte Meyers Frau Siv.

«Sie sind es eben gewohnt, dass die Leute ihren Befehlen gehorchen», sagte seine Schwägerin Klara. «Darum waren sie völlig überfordert.»

«Morgen gehen wir wieder in die Rosenstraße», beharrte Siv. «Wir werden nicht ruhen, ehe alle anderen dadrin auch freigelassen wurden. Alle zweitausend. Wir haben gezeigt, wie viel wir erreichen können, wenn die öffentliche Meinung mobilisiert wird. Darum müssen wir den hohen Druck aufrechterhalten.»

«Ja», sagte Meyer. «Und das werden wir tun. Bestimmt. Aber nun möchte ich einen Toast ausbringen. Auf unseren neuen Freund Bernie Gunther. Wären er und seine Kollegen bei der Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts nicht gewesen, würde ich wohl immer noch festsitzen. Und wer weiß, was dann mit mir passiert wäre?» Er lächelte. «Auf Bernie.»

Wir saßen zu sechst in dem kleinen, gemütlichen Esszimmer in der Wohnung der Meyers in der Lützowstraße. Als jetzt vier von ihnen aufstanden und mir schweigend zuprosteten, schüttelte ich nur den Kopf. Ich war mir nicht sicher, ob ich Franz Meyers Dank verdient hatte. Außerdem war der Wein, den wir tranken, ein anständiger deutscher Rotwein. Ein Spätburgunder, lange vor dem Krieg gekeltert. Seine Frau und er hätten ihn wohl lieber gegen etwas Essen getauscht, statt ihn an mich zu verschwenden. Wein – vor allem ein ordentlicher deutscher Rotwein – war dieser Tage fast unmöglich zu bekommen in Berlin.

Höflich wartete ich, bis sie auf meine Gesundheit getrunken hatten. Dann stand ich auf, um meinem Gastgeber zu widersprechen. «Ich bin nicht sicher, ob ich behaupten darf, viel Einfluss

auf die SS zu haben», erklärte ich. «Ich habe lediglich mit ein paar Polizisten gesprochen, die Ihre Demonstration überwacht haben. Sie haben mir gesagt, dass vermutlich die meisten der bei der Fabrikaktion vom Samstag Inhaftierten schon in wenigen Tagen wieder freigelassen werden.»

«Das ist unglaublich», sagte Klara. «Aber was bedeutet das jetzt, Bernie? Glauben Sie, die Behörden werden wirklich die Deportationen einstellen?»

Ehe ich meine Meinung kundtun konnte, ging die Sirene für den Fliegeralarm los. Wir schauten uns überrascht an; es war fast zwei Jahre her, seit der letzte Fliegerangriff von der Royal Air Force geflogen wurde.

«Wir sollten in den Luftschutzbunker gehen», sagte ich. «Oder wenigstens in den Keller.»

Meyer nickte. «Ja, da haben Sie recht», sagte er fest. «Ihr solltet alle gehen. Falls es kein blinder Alarm ist.»

Ich holte meinen Mantel und den Hut von der Garderobe und wandte mich an Meyer.

«Aber Sie kommen doch wohl mit, oder?», fragte ich ihn.

«Juden ist der Zutritt zu den Bunkern verboten. Vielleicht ist Ihnen das bisher nicht aufgefallen. Gibt ja auch keinen Grund, dass Sie es hätten bemerken können. Ich glaube, seit wir angefangen haben, den gelben Stern zu tragen, gab es keinen Fliegeralarm.»

Ich schüttelte den Kopf. «Nein, das habe ich nicht gewusst.» Ich zuckte mit den Schultern. «Und wo gehen die Juden dann hin?»

«Zum Teufel natürlich. Wenigstens hoffen die darauf.» Dieses Mal war Meyers Lächeln sarkastisch. «Außerdem wissen die Leute, dass das hier die Wohnung eines Juden ist, und da das Gesetz vorschreibt, die Türen und Fenster offen zu lassen, wenn man die Wohnung verlässt, ist das auch gleichzeitig eine Einladung an

Diebe, vorbeizuschauen und uns zu bestehlen.» Er schüttelte den Kopf. «Darum bleibe ich lieber hier.»

Ich schaute aus dem Fenster. Auf der Straße unter uns waren bereits Hunderte Leute unterwegs. Wir durften keine Zeit mehr verlieren.

«Wir gehen ohne dich nirgendwohin, Franz», sagte Siv. «Lass einfach deinen Mantel hier. Wenn sie deinen Stern nicht sehen, müssen sie dich für einen Deutschen halten. Du kannst mich ja tragen und sagen, ich wäre ohnmächtig geworden, und wenn ich meinen Pass zeige und sage, ich bin deine Frau, wird niemand nachfragen.»

«Sie hat recht», sagte ich.

«Und wenn ich eingesperrt werde, was dann? Ich wurde gerade erst freigelassen.» Meyer schüttelte den Kopf und lachte. «Außerdem ist es vermutlich ohnehin falscher Alarm. Hat uns der dicke Hermann nicht versprochen, dass Berlin die am besten verteidigte Stadt Europas ist?»

Das schreckliche Heulen draußen ging weiter – eine mechanische Sirene, die das Ende der Nachtschicht an den rauchenden Schloten der Hölle verkündete.

Siv Meyer setzte sich wieder an den Tisch und faltete die Hände. «Wenn du nicht gehst, bleibe ich auch.»

«Ich auch», erklärte Klara und setzte sich neben sie.

«Wir haben keine Zeit für Diskussionen», sagte Meyer. «Ihr solltet gehen. Alle.»

«Er hat recht», drängte ich, denn jetzt konnten wir bereits das Dröhnen der Bomber in der Ferne hören; offensichtlich war es kein Fehlalarm. Ich öffnete die Tür und winkte den vier Frauen, mir zu folgen. «Los jetzt», sagte ich.

«Nein», sagte Siv. «Wir bleiben.»

Die beiden anderen Schwestern schauten sich nur kurz an, ehe sie sich wieder neben ihren jüdischen Schwager setzten. Ich zog

den Mantel an und schob die Hände in die Taschen, um zu verbergen, wie sehr sie zitterten. Schließlich hatte ich gesehen, was unsere eigenen Bomber mit Minsk und Teilen Frankreichs angerichtet hatten.

«Ich glaube nicht, dass sie gekommen sind, um Propagandaflugblätter abzuwerfen», bemerkte ich. «Diesmal nicht.»

«Stimmt, aber sie sind auf keinen Fall hinter Zivilisten wie uns her», sagte Siv. «Sie werden das Regierungsviertel ansteuern. Sie wissen doch von dem Krankenhaus hier in der Nähe, und die RAF wird bestimmt nicht riskieren, das Katholische Krankenhaus zu treffen, oder? So sind die Engländer nicht. Sie sind hinter denen in der Wilhelmstraße her.»

«Wie sollen sie aus siebenhundert Metern Höhe wissen, wo die ist?», hörte ich mich widersprechen.

«Sie hat recht», sagte Meyer. «Nicht der Westen der Stadt ist ihr Ziel. Sie wollen in den Osten. Was bedeutet, dass es ganz gut ist, dass heute Nacht keiner von uns in der Rosenstraße ist.» Er lächelte mich an. «Sie sollten gehen, Bernie. Wir kommen schon zurecht, Sie werden sehen.»

«Ich vermute, Sie haben recht», sagte ich und beschloss, wie die anderen den Fliegeralarm zu ignorieren. Ich zog meinen Mantel aus. «Jedenfalls kann ich Sie hier nicht alleine lassen.»

«Warum nicht?», fragte Klara.

Ich zuckte mit den Schultern. Letzten Endes war es natürlich so: Ich konnte mich kaum aus dem Staub machen und dennoch weiterhin in den hübschen braunen Augen Klaras gut aussehen, was mir ziemlich wichtig war. Aber ich hatte nicht das Gefühl, ihr das jetzt sagen zu können. Noch nicht.

Einen Moment lang spürte ich, wie meine Brust sich schmerzhaft zusammenzog, weil meine Angst mich nach wie vor fest im Griff hatte. Dann hörte ich Bomben detonieren und atmete auf. Wenn man damals, während des Ersten Weltkriegs, vom Schüt-

zengraben aus die Granaten explodieren hörte, bedeutete das meistens, dass man in Sicherheit war. Man sagte nämlich, dass man die nicht hört, die einen tötet.

«Klingt eher, als würde der Norden von Berlin das meiste abkriegen», sagte ich und lehnte mich an den Türrahmen. «Die Raffinerie in der Thaler Straße, nehme ich an. Das ist dort das einzige lohnenswerte Ziel. Aber ich finde, wir sollten uns zumindest unter den Tisch hocken. Nur für den Fall, dass eine verirrte Bombe …»

Ich glaube, das war das Letzte, was ich sagte, und vermutlich verdanke ich dem Umstand mein Leben, dass ich im Türrahmen stand. Denn in diesem Augenblick schien das Fensterglas zu tausend Tropfen aus Licht zu zerschmelzen. Einige der alten Wohnhäuser in Berlin waren für die Ewigkeit geschaffen, und ich erfuhr später, dass die Bombe, die das Haus in die Luft jagte, in dem wir waren – nicht zu vergessen auch das Krankenhaus in der Lützowstraße –, mich auf jeden Fall getötet hätte, wenn ich nicht den Türsturz über meinem Kopf und die stabile Eichentür im Rücken gehabt hätte, die das Gewicht des Stützbalkens von mir abhielt. Siv Meyer und ihren drei Schwestern jedenfalls brachte er den Tod.

Danach herrschten Dunkelheit und Stille, bis auf das Pfeifen eines Wasserkessels, der irgendwo auf der Herdplatte stand. Obwohl das auch genauso gut einfach das Lärmen meiner geplatzten Trommelfelle gewesen sein könnte. Es war so, als hätte jemand das elektrische Licht ausgeschaltet und mir dann den Boden unter den Füßen weggezogen. So musste es sein, mit einer Kapuze über dem Kopf am Galgen zu baumeln. Ich weiß nicht mehr genau … aber ehe ich mit meinen von der Detonationshitze ausgedörrten Lungen um Hilfe stöhnen konnte, war ich eine Weile davon überzeugt, dass die Tür, die auf meinem Gesicht lag, der Deckel meines eigenen verdammten Sargs war.

Ich hatte die Kripo im Sommer 1942 verlassen und mit stillschweigender Duldung meines alten Kollegen Arthur Nebe bei der Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts angefangen. Als Kommandant der SS-Einsatzgruppe B in Smolensk, wo Zehntausende russischer Juden ermordet worden waren, wusste Nebe selbst das eine oder andere über Kriegsverbrechen. Ich bin sicher, es gefiel seinem Berliner schwarzen Humor, dass ich mich zu einer Organisation alter preußischer Richter hingezogen fühlte, von denen die meisten unerschütterliche Nazigegner waren. Sie waren dem humanitären Völkerrecht verpflichtet, wie es in der 3. Genfer Konvention von 1929 niedergeschrieben worden war, und glaubten, es gebe für die Armee – jede Armee – eine anständige und ehrenvolle Art, Krieg zu führen. Nebe muss es ziemlich lustig gefunden haben, dass eine juristische Körperschaft innerhalb des deutschen Oberkommandos der Wehrmacht existierte, die sich nicht nur weigerte, Parteimitglieder in ihren Reihen zu dulden, sondern auch jederzeit darauf vorbereitet war, beachtliche Ressourcen für die Ermittlung und Strafverfolgung von Verbrechen einzusetzen, die von und gegen deutsche Soldaten verübt wurden: Diebstahl, Plünderung, Vergewaltigung und Mord. Und manchmal führten diese Verfahren zu einem Todesurteil für die Täter. Ich fand es selbst irgendwie lustig, aber ich bin wie Nebe aus Berlin, und es ist ja allgemein bekannt, was für einen merkwürdigen Humor wir Berliner haben. Im Winter 1943 musste man lachen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, und ich weiß nicht, wie ich sonst eine Situation beschreiben soll, in der ein Unteroffizier der Wehrmacht wegen der Vergewaltigung und Ermordung eines russischen Bauernmädchens hingerichtet wird, während eine Einsatzgruppe der SS gerade fünfundzwanzigtausend Männer, Frauen und Kinder ermordet hat. Ich glaube, die Griechen haben ein Wort für diese Art von Komödie, und wenn ich nur ein bisschen mehr Aufmerksamkeit bei der Klassiker-

lektüre in der Schule aufgebracht hätte, wüsste ich das Wort jetzt auch.

Die für die Untersuchungsstelle tätigen Richter sahen keinen Grund, ihre moralischen Standards nicht hochzuhalten, nur weil die deutsche Regierung keine moralischen Standards mehr hatte. Die Griechen hatten auch dafür einen Begriff, und den kannte ich sogar. Allerdings müsste man der Fairness halber dazusagen, dass ich erst wieder lernen musste, ihn zu buchstabieren. Sie nannten dieses Vorgehen ethisch, und für mich fühlte es sich gut an, meinen Verstand mit den Kategorien Richtig und Falsch zu beschäftigen, denn damit gelang es mir, ein Gefühl von Stolz aufrechtzuerhalten, das Bewusstsein, wer ich war. Zumindest für eine Weile.

Die meiste Zeit war ich damit befasst, den Richtern der Behörde zur Hand zu gehen. Einige von ihnen kannte ich noch aus der Weimarer Zeit. Es ging vor allem darum, die Aussagen von Zeugen aufzunehmen oder neue Fälle für die Behörde zu finden. Siv Meyer hatte ich über eine Frau namens Renata Matter kennengelernt, mit der ich gut befreundet war und die im Adlon arbeitete. Siv spielte im Orchester des Adlon Klavier.

Ich hatte Renata am 28. Februar im Hotel getroffen, also am Tag nach jenem Samstag, an dem in Berlin die letzten Juden – immerhin einige zehntausend Menschen – festgenommen worden waren, um sie in die Ghettos im Osten zu deportieren. Franz Meyer hatte man an seinem Arbeitsplatz in der Osram-Glühbirnenfabrik in Wilmersdorf festgenommen. Früher jedoch war er Arzt gewesen, und so hatte er sich als Sanitäter auf einem deutschen Lazarettschiff wiedergefunden, das im August 1941 vor der norwegischen Küste von einem britischen U-Boot angegriffen und versenkt wurde. Der Leiter meiner Behörde, Johannes Goldsche, hatte damals versucht, den Fall zu untersuchen, allerdings vergeblich, da man zu dem Zeitpunkt davon ausging, es hätte keine

Überlebenden gegeben. Als Renata Matter mir also Meyers Geschichte erzählte, machte ich mich sofort auf und besuchte seine Frau in ihrer Wohnung in der Lützowstraße.

Es war ein ordentlicher Fußweg von meiner eigenen Wohnung in der Fasanenstraße aus. Genauso weit war es bis zu der Synagoge, in der viele Berliner Juden auf dem Weg zu ihrem ungewissen Schicksal im Osten festgehalten wurden. Meyer war bisher nur deshalb dem Arrest entkommen, weil er in Mischehe mit einer Deutschen verheiratet war.

Angesichts des Hochzeitsfotos auf dem Biedermeierbuffet konnte man sich denken, was sie aneinander fanden. Franz Meyer war auf absurde Art attraktiv und ähnelte frappierend Franchot Tone, dem Filmschauspieler, der früher mit Joan Crawford verheiratet war. Siv war einfach schön, und daran war nichts absurd. Viel wichtiger war, dass dies auch auf ihre drei Schwestern Klara, Frieda und Hedwig zutraf. Die drei waren ebenfalls da, als ich ihre Schwester zum ersten Mal traf.

«Warum ist Ihr Mann nicht schon vorher mit der Sache zu uns gekommen?», fragte ich Siv Meyer über einer Tasse Ersatzkaffee, der so ziemlich der einzige Kaffee war, den die Leute jetzt noch anbieten konnten. «Der Vorfall ereignete sich bereits am 3. August 1941. Warum ist er erst jetzt bereit, darüber zu sprechen?»

«Sie wissen bestimmt nicht besonders viel darüber, wie es ist, als Jude heutzutage in Berlin zu leben», sagte sie.

«Da haben Sie recht. Ich habe keine Ahnung.»

«Kein Jude will irgendwie Aufmerksamkeit auf sich ziehen, indem er zum Beispiel Teil einer Ermittlung ist. Selbst wenn es um eine gute Sache geht.»

Ich zuckte mit den Schultern. «Das kann ich verstehen», sagte ich. «Den einen Tag ist man Zeuge für die Wehrmacht-Untersuchungsstelle und am nächsten Gefangener der Gestapo. Andererseits weiß ich, wie es ist, im Osten Jude zu sein, und wenn Sie

Ihren Mann davor bewahren wollen, dort zu enden, hoffe ich für Sie, dass Sie mir die Wahrheit sagen.»

«Sie waren im Osten?»

«Minsk», sagte ich. «Man hat mich zurück nach Berlin und zu dieser Behörde geschickt.»

«Was geht da draußen vor sich? In den Ghettos? Den Konzentrationslagern? Man hört so viele unterschiedliche Geschichten darüber, was genau diese Umsiedlungen bedeuten.»

Ich zuckte mit den Schultern. «Ich glaube, die Geschichten kommen nicht mal annähernd an den Horror heran, der in den Ghettos im Osten stattfindet. Und übrigens: Es gibt keine Umsiedlung. Da draußen warten nur Hunger und Tod.»

Siv Meyer seufzte und wechselte dann stumm einen Blick mit ihren Schwestern. Mir gefiel es auch, ihre drei Schwestern anzuschauen. Es war eine angenehme Abwechslung, mal eine attraktive und eloquente Frau zu befragen statt eines verletzten Soldaten.

«Ich danke Ihnen für Ihre Ehrlichkeit, Herr Gunther», sagte sie. «Man hört so viele Lügen.» Sie nickte ernst. «Da Sie so ehrlich sind, will ich auch ehrlich sein. Der Hauptgrund, weshalb mein Mann bisher nicht über den Untergang der SS Hrosvitha von Gandersheim berichtet hat: Er wollte Dr. Goebbels nicht antibritische Propaganda frei Haus liefern. Natürlich sieht es nach seiner Festnahme so aus, als wäre das seine einzige Möglichkeit, nicht in einem Konzentrationslager zu landen.»

«Wir haben nicht besonders viel mit dem Propagandaministerium zu tun, Frau Meyer. Nicht, solange es sich verhindern lässt.»

«Ich bezweifle nicht, dass Sie das, was Sie sagen, auch so meinen, Herr Gunther», sagte Siv Meyer. «Nichtsdestotrotz sind britische Kriegsverbrechen gegen deutsche Lazarettschiffe eine gute Propaganda.»

«Das ist die Sorte von Geschichte, die jetzt besonders nützlich ist», fügte Klara hinzu. «Nach Stalingrad.»

Ich musste zugeben, dass die beiden vermutlich recht hatten. Die Kapitulation der 6. Armee am 2. Februar in Stalingrad war so ziemlich die größte Katastrophe gewesen, die die Nazis erlitten hatten, seit sie an die Macht gekommen waren. Und Goebbels' Rede am 18. Februar, mit der er den Totalen Krieg ausrief, hätte bestimmt hervorragend Vorfälle wie das Versenken eines deutschen Lazarettschiffs gebrauchen können, um zu unterstreichen, dass es für die Deutschen jetzt kein Zurück mehr gab. Sieg oder Untergang.

«Sehen Sie», sagte ich. «Ich kann Ihnen nichts versprechen, aber wenn Sie mir sagen, wo man Ihren Ehemann festhält, gehe ich direkt dorthin und schaue nach ihm, Frau Meyer. Wenn ich glaube, dass an seiner Geschichte irgendwas dran ist, setze ich mich mit meinen Vorgesetzten in Verbindung und sehe zu, ob wir ihn nicht als Kronzeugen für eine Untersuchung frei bekommen.»

«Er wird im Haus der jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße festgehalten», sagte Siv. «Wir kommen mit.»

Ich schüttelte den Kopf. «Das geht schon in Ordnung. Ich weiß, wo das ist.»

«Sie verstehen nicht», sagte Klara. «Wir gehen so oder so alle dorthin. Um gegen Franz' Festnahme zu protestieren.»

«Ich glaube, das ist keine so gute Idee», sagte ich. «Sie werden bestimmt festgenommen.»

«Viele Frauen werden dort hingehen», sagte Siv. «Sie können nicht alle von uns festnehmen.»

«Warum nicht?», fragte ich. «Falls Sie es nicht bemerkt haben, aber die haben auch alle Juden festgenommen.»

Ich hörte neben meinem Kopf Schritte und versuchte, die schwere Holztür von meinem Gesicht zu schieben. Aber meine linke Hand war eingeklemmt, und die rechte tat zu sehr weh, um sie zu benutzen. Jemand schrie etwas, und ein oder zwei Minuten später

spürte ich, wie mein Körper ein Stück rutschte, weil der Schutt, auf dem ich lag, wie Geröll an einem Berghang nachgab. Dann wurde die Tür angehoben, und ich konnte meine Retter sehen. Das Wohnhaus war fast komplett verschwunden, und alles, was das Mondlicht in sein kaltes Licht tauchte, war ein hoher Kaminschlot, von dem einige Heizungsrohre abgingen. Mehrere Hände legten mich auf eine Trage, und ich wurde von dem rauchenden Schuttberg mit Beton, tropfenden Wasserleitungen und Holzbrettern hinuntergetragen und mitten auf der Straße abgelegt, wo ich den perfekten Blick auf ein brennendes Gebäude in der Ferne und die Strahler der Berliner Flak hatte, die weiter den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchten. Schließlich durchdrang die Sirene die klare Nachtluft, und ich konnte auch die Schritte der Menschen hören, die schon wieder aus dem Bunker hochkamen und sich ansahen, was von ihren Häusern übrig geblieben war. Ich fragte mich, ob meine Wohnung in der Fasanenstraße noch stand. Nicht dass ich dort irgendwas Wertvolles aufbewahrte. Fast alles von Wert war inzwischen verkauft oder auf dem Schwarzmarkt eingetauscht worden.

Behutsam drehte ich den Kopf erst in die eine, dann in die andere Richtung, bis ich mich schließlich in der Lage sah, mich, auf einen Ellbogen gestützt, aufzurichten. Aber ich konnte kaum atmen; meine Lunge war immer noch voller Staub und Rauch, und die Anstrengung führte zu einem heftigen Hustenanfall, der erst nachließ, als ein Mann, den ich irgendwie zu kennen glaubte, mir einen Schluck Wasser gab und danach eine Decke über mich breitete.

Etwa eine Minute später hörte ich einen lauten Schrei, und der Kaminschlot kam direkt dort runter, wo ich vorhin noch gelegen hatte. Der Staub von dem Einsturz hüllte auch mich ein, weshalb ich weiter die Straße hinuntergetragen und neben anderen abgestellt wurde, die bereits auf medizinische Betreuung warteten.

Klara lag jetzt neben mir, weniger als eine Armlänge entfernt. Ihr Kleid war kaum in Mitleidenschaft gezogen, die Augen standen offen, und ihr Körper war unversehrt. Ich rief mehrmals ihren Namen, ehe mir schließlich dämmerte, dass sie tot war. Es schien mir unglaubwürdig, dass so viel von ihrer Zukunft – sie konnte kaum älter als dreißig gewesen sein – innerhalb weniger Sekunden einfach verschwunden war.

Andere Leichen wurden neben ihr auf der Straße abgelegt. Ich konnte nicht erkennen, wie viele es waren. Schließlich setzte ich mich auf und schaute nach Franz Meyer und den anderen, aber die Anstrengung war zu viel für mich, ich ließ mich zurücksinken und schloss die Augen. Und verlor das Bewusstsein, nehme ich an.

«Gebt uns unsere Männer zurück.»

Man konnte sie schon drei Straßen weiter hören. Eine große, wütende Menge Frauen hatte sich versammelt, und als wir in die Rosenstraße einbogen, fiel mir die Kinnlade runter. Ich hatte seit Hitlers Machtergreifung nichts Vergleichbares auf den Straßen von Berlin erlebt. Und wer hätte gedacht, dass das Tragen eines hübschen Huts und einer Handtasche die beste Methode war, um sich für den gewaltlosen Widerstand gegen die Nazis zu rüsten?

«Lasst unsere Männer frei!», rief der Mob aus Frauen, während wir uns durch die Menge drängten. «Lasst unsere Männer jetzt frei!»

Es waren viel mehr Frauen, als ich erwartet hätte – vielleicht einige hundert. Sogar Klara Meyer wirkte überrascht, allerdings nicht so sehr wie die Polizisten und die SS, die das Haus der jüdischen Gemeinde bewachten. Sie umklammerten nervös ihre Maschinenpistolen und Gewehre und flüsterten den Frauen, die ihnen am nächsten standen, Flüche und Beleidigungen zu. Trotzdem sahen sie geradezu ängstlich aus, wohl weil sie ignoriert wur-

den oder ihnen die Beleidigungen mit gleicher Münze heimgezahlt wurden. Das entsprach nicht der Ordnung der Dinge. Wer eine Waffe hat, kann darauf bauen, dass die Leute tun, was er von ihnen will. Das ist Regel Nummer eins, wenn man Nazi ist.

Das Gebäude der jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße, in der Nähe vom Alexanderplatz, war ein grauer Granitbau im wilhelminischen Stil und stand direkt neben einer Synagoge – die einst zu den ältesten in Berlin gehört hatte und im November 1938 von den Nazis zerstört worden war. Quasi in Spuckdistanz befand sich das Polizeipräsidium, wo ich einen Großteil meiner Zeit als Erwerbstätiger zugebracht hatte. Ich mochte vielleicht nicht mehr für die Kripo arbeiten, aber ich hatte es geschafft, nach meiner Entlassung die Marke zu behalten, jenes messingfarbene Abzeichen also, das den meisten deutschen Bürgern so viel Respekt einflößte.

«Wir sind anständige deutsche Frauen!», rief eine Frau. «Dem Führer und dem Vaterland treu ergeben. So dürfen Sie mit uns nicht reden, Sie kleiner, frecher Mistkerl!»

«Ich kann mit jeder so sprechen, die so fehlgeleitet ist, einen Juden zu heiraten», hörte ich einen der uniformierten Polizisten – einen Unteroffizier – sagen. «Gehen Sie heim, meine Damen. Sonst wird auf Sie geschossen.»

«Ihnen gehört aber mal gehörig der Hintern versohlt, Sie Würstchen», sagte eine andere Frau. «Weiß Ihre Mutter eigentlich, dass aus Ihnen so ein arroganter Welpe geworden ist?»

«Sehen Sie?», fragte Klara triumphierend. «Die können unmöglich uns alle erschießen.»

«Können wir nicht?», schnarrte der Unteroffizier. «Wenn wir den Befehl zum Schießen bekommen, kann ich Ihnen versprechen, dass Sie zuerst dran sind, Oma.»

«Bleiben Sie ganz ruhig, Unteroffizier», sagte ich, zückte meine Polizeimarke und hielt sie ihm vors Gesicht. «Es gibt wirklich kei-

nen Grund, zu diesen Damen so grob zu sein. Schon gar nicht an einem Sonntagnachmittag.»

«Ja, Herr Kommissar», sagte er eifrig. «Entschuldigen Sie vielmals.» Er nickte über die Schulter zum Gebäude. «Gehen Sie da rein?»

«Ja», sagte ich und wandte mich an Klara und Siv. «Ich versuche, die Sache schnellstmöglich zu erledigen.»

«Wenn Sie dann so freundlich wären, drin nachzufragen», sagte der Unteroffizier. «Wir brauchen Befehle. Uns hat keiner gesagt, was wir tun sollen, außer, die Leute aus dem Gebäude heraushalten. Vielleicht schildern Sie die Situation mal bei denen da drinnen.»

Ich zuckte mit den Schultern. «Klar, Unteroffizier. Aber nach dem, was ich hier so sehe, machen Sie Ihre Sache großartig.»

«Ach, echt?»

«Sie wahren den Frieden, oder nicht?»

«Ja.»

«Den können Sie wohl kaum wahren, wenn Sie anfangen, auf diese Frauen zu schießen, stimmt's?» Ich lächelte ihn an und klopfte aufmunternd auf seine Schulter. «Meiner Erfahrung nach sieht die beste Polizeiarbeit nach nichts aus und ist schnell vergessen.»

Ich war auf den Anblick, der mich im Innern erwartete, nicht vorbereitet. Der Gestank war unerträglich: Ein Gemeindehaus ist nun einmal nicht darauf eingerichtet, als Durchgangslager für zweitausend Gefangene herzuhalten. Männer und Frauen mit Erkennungsmarken an einer Schnur um den Hals wie bei der Kinderlandverschickung standen vor einem Waschraum Schlange, der keine Tür hatte. Andere waren zu fünfzigst oder sechzigst in einem Büro eingepfercht und mussten alle stehen. Wohlfahrtspakete – viele vermutlich von den Frauen vor der Tür hergebracht – türmten sich in einem anderen Raum. Es ging recht ruhig zu. Nach beinahe einem Jahrzehnt Naziherrschaft waren die

Juden klug genug, sich nicht zu beklagen. Nur der Polizeiwachtmeister, der für diese Leute verantwortlich war, schien sein Schicksal beklagen zu wollen, während er auf seinem Klemmbrett Liste um Liste nach Franz Meyers Namen absuchte, ehe er mich zu einem Büro im ersten Stock führte. Unterwegs entrollte er den spitzen Stacheldraht seines Leids.

«Ich weiß nicht, was ich mit den ganzen Leuten machen soll. Niemand hat mir auch nur ein Wort gesagt. Wie lange sie hier sein werden. Wie ich es ihnen bequem machen soll. Wie ich auf die verdammten Weiber reagieren soll, die nach Antworten verlangen. Das ist gar nicht so leicht, das sag ich Ihnen. Alles, was ich habe, ist das Zeug, das schon hier war, als wir gestern einrückten. Das Toilettenpapier war schon nach einer Stunde alle. Und der Himmel allein weiß, wie ich die Leute ernähren soll. Am Sonntag hat doch kein Geschäft auf.»

«Warum machen Sie nicht die Futterpakete auf und geben den Leuten das?», fragte ich.

Der Wachtmeister sah mich ungläubig an. «Das kann ich nicht machen», sagte er. «Die Pakete sind doch privates Eigentum.»

«Ich glaube, die Leute, denen die Pakete gehören, werden nichts dagegen haben», sagte ich. «Solange sie nur was zu beißen kriegen.»

Wir fanden Franz Meyer in einem der größeren Büros, wo er mit fast hundert anderen Männern eingepfercht war. Der Wachtmeister rief Meyers Namen auf und verzog sich dann, immer noch grummelnd, um über das nachzudenken, was ich ihm bezüglich der Pakete vorgeschlagen hatte. Ich sprach derweil im vergleichsweise ruhigen Flur mit meinem potenziellen Kronzeugen. Ich erklärte ihm, dass ich für die Wehrmacht-Untersuchungsstelle arbeitete und warum ich gekommen war. In der Zwischenzeit schien der Protest der Frauen vor dem Gebäude noch an Lautstärke zuzunehmen.

«Ihre Frau und Ihre Schwägerinnen sind draußen», berichtete ich. «Sie haben mich erst darauf gebracht, Sie rauszuholen.»

«Bitte richten Sie ihnen aus, sie sollen heimgehen», sagte Meyer. «Hier drin ist es sicherer als da draußen, vermute ich.»

«Ich stimme Ihnen zu. Aber sie werden wohl kaum auf mich hören.»

Meyer grinste. «Ja, das kann ich mir vorstellen.»

«Je eher Sie mir erzählen, was auf der SS Hrosvitha von Gandersheim passiert ist, umso schneller kann ich mit meinem Chef sprechen und dafür sorgen, dass Sie hier rauskommen.» Ich zögerte. «Jedenfalls, wenn Sie bereit sind, eine Aussage zu machen.»

«Das ist vermutlich meine einzige Chance, einem Konzentrationslager zu entkommen, richtig?»

«Oder Schlimmerem», fügte ich hinzu, weil es offenbar eines etwas größeren Anreizes bedurfte.

«Also, das nenne ich mal ehrlich.» Er zuckte mit den Schultern.

«Das verstehe ich dann mal als ein Ja?»

Er nickte, und die folgenden dreißig Minuten verbrachten wir damit, seine Aussage bezüglich dessen aufzunehmen, was genau sich vor der Küste Norwegens im August 1941 zugetragen hatte. Nachdem er unterschrieben hatte, drohte ich ihm mit dem Finger.

«Indem ich hierhergekommen bin, habe ich für Sie meinen Hals riskiert», erklärte ich ihm. «Sie lassen mich lieber nicht hängen. Wenn ich mitkriege, dass Sie Ihre Geschichte anders erzählen, bin ich weg. Verstanden?»

Er nickte. «Und wieso riskieren Sie eigentlich Ihren Hals für mich?»

Das war eine gute Frage, auf die er vermutlich eine gute Antwort verdient hatte. Aber ich wollte lieber nicht erzählen, dass der Freund eines Freundes mich um Hilfe gebeten hatte, wie es ja oft zu jener Zeit in Deutschland passierte. Und ich wollte erst recht

nicht erwähnen, wie attraktiv ich seine Schwägerin Klara fand oder dass ich was wiedergutzumachen hatte, weil ich den Juden bisher nicht gerade eine Hilfe gewesen war.

«Sagen wir einfach, ich mag die Tommies nicht besonders. Wollen wir es dabei belassen? Außerdem kann ich Ihnen nichts versprechen. Es kommt ganz auf meinen Chef Richter Goldsche an. Wenn er glaubt, Ihre Aussage kann bei den Ermittlungen bezüglich eines britischen Kriegsverbrechens hilfreich sein, kann er und nur er das Außenministerium davon überzeugen, dass es ein Weißbuch wert ist. Ich kann das nicht.»

«Was ist ein Weißbuch?»

«Eine offizielle Veröffentlichung der deutschen Seite zur Beleuchtung eines Vorfalls, der eine Verletzung internationalen Kriegsrechts darstellen könnte. Die Untersuchungsstelle bereitet alles auf, aber es ist das Außenministerium, das den Bericht dann veröffentlicht.»

«Das klingt, als könnte es eine Weile dauern.»

Ich schüttelte den Kopf. «Sie haben Glück, denn die Behörde und der Richter haben viel Macht, selbst in Nazideutschland. Wenn der Richter mir die Geschichte abkauft, haben wir Sie schon morgen wieder zu Hause.»